

Eine Plauderei über das Toggenburg und seine Bewohner

Autor(en): **G.S.J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 7

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635660>

Nutzungsbedingungen

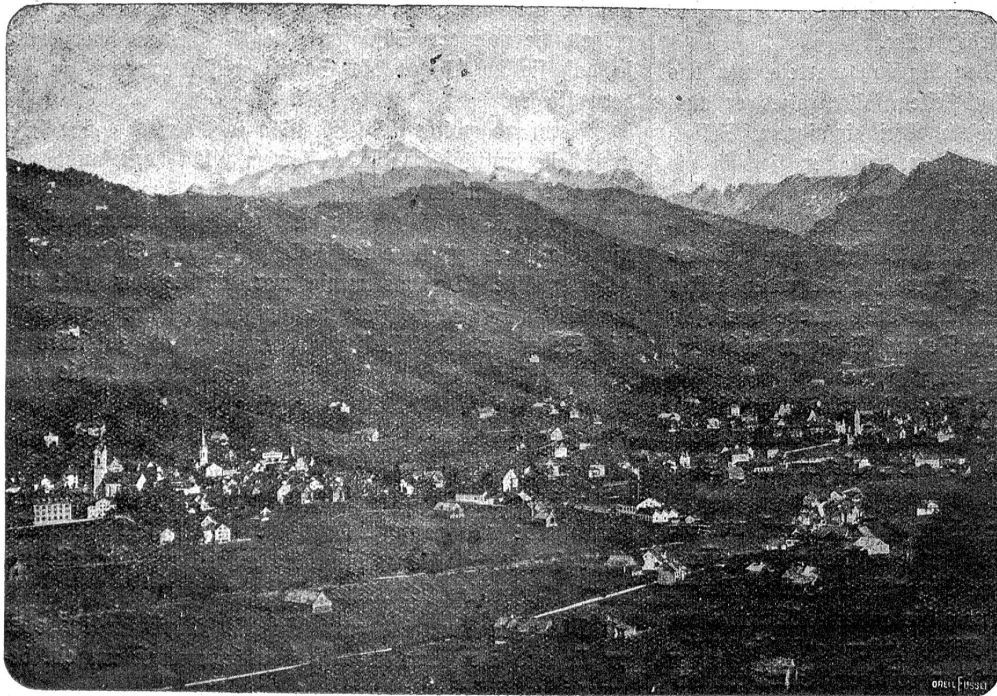
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ebnet-Kappel im Toggenburg.

in Tante Ursulas Augen gut sei für fahrendes Volk, aber nicht für ehrbare Bürgerstöchter und Söhne.

Bernhard steckte also seiner Sehnsucht ein neues Ziel und ermahnte sein Herz zur Geduld. Aber er hatte nicht mehr die fröhlichen Augen eines glücklichen Bräutigams und nicht die Haltung eines Mannes, der weiß, daß er den Menschen gefunden, der bis zu Krankheit und Tod mit ihm Hand in Hand gehen will. Und der damit nichts täte, als wozu sein Herz ihn zwingt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Plauderei über das Toggenburg und seine Bewohner.

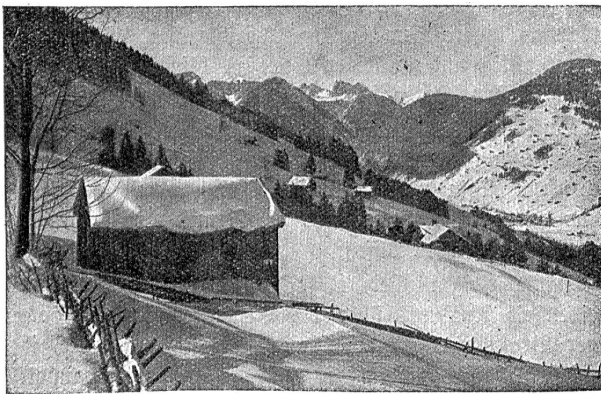
Ebnat, 22. Januar 1925.

Liebe Berner!

Ich kann nicht anders. Ich muß Euch nun einmal schreiben, wie wunderbar schön es auch im Winter im

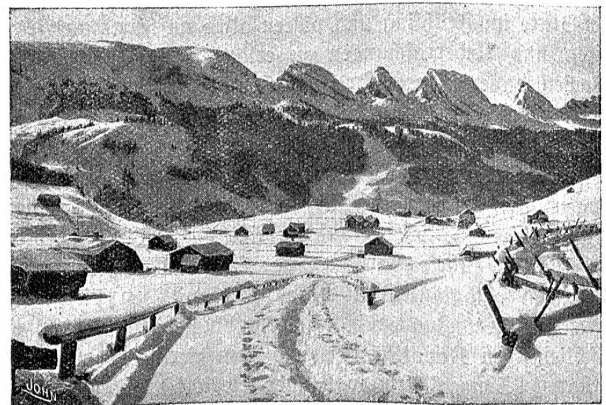
auch die nahen Höhen und Häuser im Grau versteckt lagen; sonst aber reißt sich ein heller Tag dem andern an, die Sonne bricht jeden Morgen mit ihrem Glänzen hervor und eine wolkenlose Bläue breitet sich über uns aus. Jede Tageszeit hat ihren Reiz. Schon am frühen Morgen ersieht man aus dem Funkeln der nach und nach erlöschenden Sterne die Klarheit des kommenden Tages! Schneeweiß ragen die Gipfel der Rurfirsten, des Speers, des Stock- und Schindelberges in den noch dunkeln Himmel hinein, als hätten sie in vergangener Nacht in ihrer Reinheit das Tal bewacht! Sind sie, die Hügel und Berge, denn nicht unsere Wächter? Bis hoch hinauf schmiegen die sonnengebräunten Häuser und Hütten sich den Höhen an,

als suchten deren Bewohner Schirm und Schutz vor Wind und Wetter! — Beim Erblaffen der nächtlichen Himmelslichter erscheint nun ein Vichtlein nach dem andern an den Abhängen zum Beweis, daß das mühevollen Tagwerk der Toggenburger wieder begonnen hat. Wie oft suche und betrachte ich die zerstreutliegenden Häuschen und fragend bleiben meine Blicke an ihnen haften: „Welch Schicksal ist euch Bergbewohnern wohl beschieden?“ Eines ist gewiß, daß der Kampf ums tägliche Brot besonders jetzt ein herber ist, denn die Stichtmaschinen, die neben der Bearbeitung ihres Heimwesens den Verdienst verbesserten, stehen seit Jahren still; der Mann muß in Werkstatt und Fabrik, auf Straße und Bauplatz arbeiten, während die Frau neben Haushalt und Stall Heimarbeit verrichtet. Es gibt viele Frauen, die aus entlegenen Tälern und von höchsten Höhen stundenweit die Arbeit aus der Fabrik holen und mit ihrem Bündel auf dem Arm und der „Gräke“ am Rücken täglich den sehr mühevollen, steinigigen oder vereisten Weg machen. Unzufriedenheit kennen sie trotz dem kärglichen Leben nicht; das freundliche Leuchten aus ihren Augen und das jederzeit frohe „Grüezi“ sprechen von ihrer Zufriedenheit, und



In der Schwendi: Blick auf Alt-St. Johann.

Toggenburg ist! Bis heute hatten wir diesen Winter bloß einen Nebeltag, an welchem nicht nur die Berge, sondern



Obertoggenburg im Schnee.

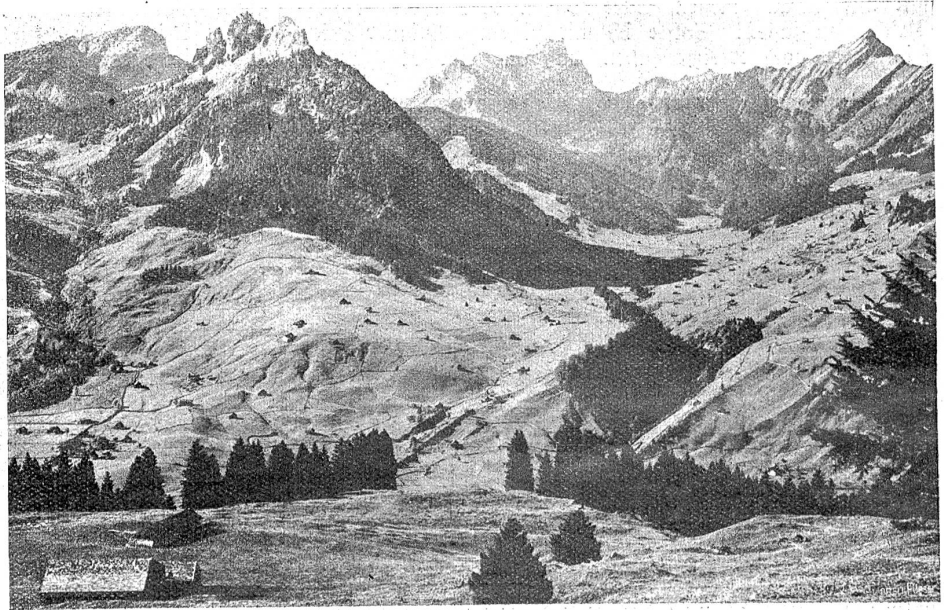
wenn sie Sonntags vergnügt vor ihren Häuschen sitzen, so ist uns folgendes Gewißheit:

„Wenn du im Herzen Frieden hast,
Wird dir die Hütte zum Palast!“

Der Sonnenaufgang im Toggenburg ist überaus schön. Wie Kinder an Mitters Geburtstag oder Weihnachten besonders sauber sich waschen und ein helles Schürzlein sich vorbinden, so wetteifern nun die Kinder der Sonne, die Berge, mit ihrer Helle, mit ihrem Glanze; es ist, als wollte jedes den ersten sonnigen Strahl als Morgenfuß erhaschen. Die nächtlichen Schatten, die wie Falten auf ihnen lagen, weichen; nun stehen sie alle in großer Helle da, und wir Menschenlein stehen zu ihren Füßen und erwarten mit ihnen den ersten goldenen Schein. Seht, welche Pracht! Lüthi-ispige und Stockberg, von hier aus gesehen, frohlocken als erste im Glanze der Sonne! Ueber Neuschnee huschen die Strahlen und laufen als Boten des Glückes in unsere Kammern und Herzen, erwärmend, befreiend, Erleichterung bringend; Auch über dunkle Bäume hängen sich die goldenen Schnüre und die Tannen reden und strecken ihre Äste und geben frei, was sie nächtlicherweise geborgen. Nun wollen aber auch die Kurfürsten aus nächtlichem Grauen heraus; der Hinterrud bekommt zuerst sein goldenes Krönlein! Stolz hebt er sich aus dem Kreis der sechs andern „Fürsten“; nicht lange aber darf er sich brüsten, denn im Nu kommt sie nun selbst hervor, die Spenderin all des Lichtes und überflutet die Berge, das Tal und uns unwürdig Bevorzugte, während so viele, viele Sonnenhungrige in den Niederungen im grauen Nebel wandeln.

Mit dem Beginn ihres Laufes hat die Sonne aber auch schon etwas angerichtet; eine Unruhe, ein Drängen, ein Sehnen ist in uns gefahren und mit aller Macht zieht es uns hinaus, hinauf auf die aussichtsreichen Höhen!

Jedes Dorf bietet seine vielen Halb- und Ganztagsausflüge, die alle auch vom ungeübten Fußgänger ausgeführt werden können. Das ist es eben, was anzieht und lockt! Nichts Uebergewaltiges, Hochromantisches, Unerreich- und Unersteigbares erblickt man hier; keine toten, starren Felswände, an denen unsere Blicke zurückprallen; keine brausenden Wasserfälle und zischenden Gewässer und keine tot-



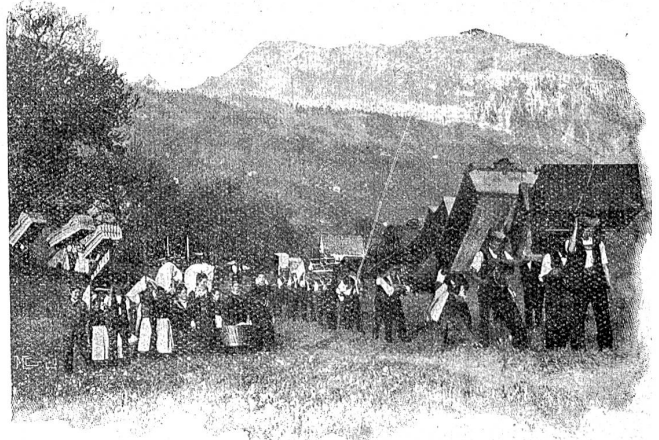
Partie bei Stein im Toggenburg.

Beschauers Auge entzückt. Sanft ansteigende Hügel, bis oben bewohnt und bewaldet, mit saftigen Weiden, ziehen sich auf beiden Seiten der in Wildhaus entspringenden Thur entlang; aus den Seitentälern fließen die Bäche ihr zu, so daß sie zu einem breiten Fluß wird. An ihr liegen industrie-reiche Orte, während im obern Toggenburg die Dörfer im speziellen und die Häuser im einzelnen sich für Kurgäste eingerichtet haben. Mit der Fremdenindustrie ist es just wie mit der Landschaft: die vielen Kurgäste, die den Sommer über zur Erholung und im Winter zum Skifahren kommen, finden in dieser landschaftlichen Einfachheit und Stille körperliche Kräftigung; die Thur mit ihren sanft murmelnden und rauschenden Melodien wirkt beruhigender auf ihre Nerven als das brausende Kurorchester der Welt-sportplätze; die ozonreiche Luft tut ihnen besser als die parfümgelchwängerte der Grand-Hotels; die kräftige Ruh- und Getrennmilch ist ihnen beförmlicher als der fade five o'clock tea im gepolsterten Salon, in welchem urchige Schweizer sich unmöglich wohl fühlen können! — Wir haben nun aber auch flottgeführte Gasthäuser, deren Besitzer sich um das Wohl der Gäste sehr bemühen. Der überall erhältliche „Führer durchs Toggenburg“ beschreibt die Kurorte mit den Gasthäusern und Pensionen näher. An mir liegt es nicht, die vielen sehr bekannten Namen der Toggenburger



Sänfts vom Stockberg aus.

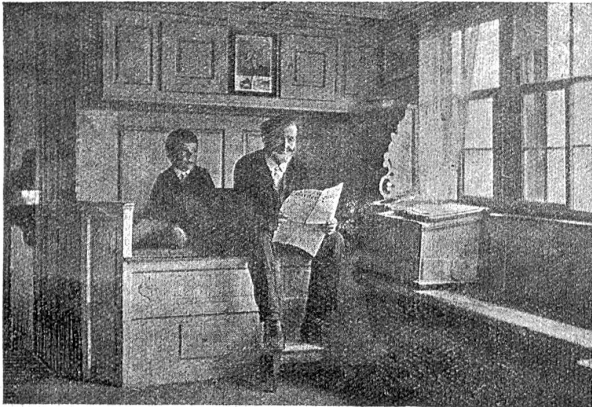
bringenden Gletscherpacten und Schluchten! Und doch enthält dieses Fleckchen Erde eine Mannigfaltigkeit, die jedes



Brautfuder-Traget im Toggenburg.

Gasthäuser aufzuzählen, sonst glauben die lieben Berner, ich schreibe dies aus bloßer Propagandatreiberei und es sei

mit nur daran gelegen, Eure Baken dem Wirt in seine Taschen zu jagen! Sollte ich mit diesem „Animier-Brieflein“ aber doch erreicht haben, daß das eine oder andere



Wohnstube in Sürth (erbaut 1620).

seinem „Gluscht“ folgend dem Toggenburg einen Besuch abstattet, würde es mich als eifrige Leserin der „Berner Woche“ herzlich freuen, auf meinem aussichtsreichen, gastfreien „Rosenbühl“ einen echten Bernerbesuch zu erhalten und grüße ich Euch in dieser Vorfreude recht herzlich.
G. S.-J.

Ehrfurcht.

Zieh', freier Schweizer, deinen Hut
Vor un'rer Berge ew'gem Schein!
Es soll, der Heimat höchstem Gut,
Ein freier Gruß beschieden sein.

Du ziehst den Hut vor Manchem wohl
Für deines Alltags Hab und Brot,
Vor Häuptern, die so starr und hohl,
Um einer Höflichkeit Gebot.

Wie sind doch diese Menschen klein
Und wie ist ihr Gebaren groß!
Selten, daß einer tief und rein
Und daß sein Herz von Fesseln los.

Noch prunzt des Geflers eitler Gut:
Das Sinnbild ist's der neuen Zeit!
Noch braucht es eines Tellen Mut
Und eine starke Einigkeit.

Blid' auf! Hoch über Mensch und Land
Die Berge stehn und halten Wacht.
Zieh' deinen Hut! Dem Heimatland
In Ehrfurcht sei dein Gruß gebracht!

Ernst Dser.

Aus einem Kinderleben.

Skizze von Johanna Siebel.

Die kleine Meta fürchtet sich in dem Hause.

Sie hat den Papa den ganzen Tag nicht gesehen, nicht vor der Schule, nicht nachher. Und als sie an seine Tür geklopft, da hat er nicht aufgemacht, und auf ihr Rufen hat er keine Antwort gegeben, und es ist doch jemand im Zimmer; es ist dem Kinde, als dränge ein dumpfes Schluchzen aus dem verschlossenen Raum. „Weinst du, Papa?“

Als keine Antwort kommt, ist Meta zitternd von der Schwelle geschlichen, hin zu dem Bettchen des kleinen Rudi. Aber der schläft süß und friedsam fest und merkt nichts von der drückenden Traurigkeit, die auf leisen, unheim-

lichen Sohlen durch das Haus huscht und niederhauert in jedem Winkel der freundlichen Wohnung. Meta wird immer wirrer und angstvoller zumute. Wenn ihr nur wer



In der Ahnenstube (Toggenburg).

jagen könnte, warum das Haus so leer, warum ihr so bang, warum der Vater weint und sein klein Mädchen nicht zu sich einläßt!

Aber da ist niemand.

Wenn doch nur die Mama da wäre! Meta wird plötzlich von einer großen, wilden Sehnsucht ergriffen, die runden Arme um der Mutter Hals zu schlingen, das glühende Köpfchen an ihrer Brust zu bergen.

Die Mama sollte doch endlich wieder da sein!

Schon seit acht Tagen hat der Papa täglich auf Metas ungeduldiges Fragen erwidert: „Bald, Kind, bald, vielleicht schon morgen! Die Tanten in der großen Stadt haben die Mama eben auch lieb.“

Und Meta ist allabendlich der Post entgegengelassen, bis weit auf die Höhe, wo die Landstraße sich ebener durch das tannenbewachsene, hochdurchmurmeltel Talgelände windet, und hat angestrengt geschaut und gespannt gewartet und hat von Zeit zu Zeit das kleine Ohr auf die harte, weißstaubige Landstraße gelegt, um vielleicht vor dem Erblicken der Kutsche das Getrampel der Pferdehufe in der feinen Bodenerschütterung zu verspüren. Sie hat von weitem gewinkt, wenn der Postwagen in Sicht kam, und ist erschauernd und enttäuscht nach Hause gefehrt, wenn die gelbe Kutsche schon lange über das holprige Pflaster des Städtchens gerumpelt, und hat sich über das Bettchen des kleinen Bruders geneigt: „Sie ist noch immer nicht zurückgekommen, Rudi!“

„Ob wohl Tante Marie etwas von der Mutter weiß?“ grübelt Meta. „Die hat vielleicht einen Brief, die ist ja Mamas liebe Freundin!“

Als Meta an der Küchentür vorbeikommt, führt Mina gerade die grobe blaue Schürze an die Augen und seufzt vor sich hin: „Ne, is et mößlich! Wer hätte dat von der Frau jedacht, so jut wie sie war zu einem!“

„Was denn nur?“ denkt Meta und wagt vor lauter Bangigkeit doch kaum zu fragen: „Was hast du denn, Mina, was ist nur?“

Mina setzt mit einem schweren Ruck die Petroleumlampe nieder, die sie gerade im Laden hat füllen lassen:

„Ne, Metachen, dat kann ich dir wahrhaftig nich sagen, dat bring ich nich übert Herz, du arm Dierchen, du klein verlassen Stümpchen!“ Mina schneuzt sich die Nase und setzt dann energischer hinzu: „Et jehst mich ja auch jarnix an; aber et wird wohl so sein, wenn et auch weiß Jott ene schwere Sünde is. Aber so kleine Mädcher wie du verstellen so wat noch nich, un dat is auch jut so. Et soll in dem Brief jestanden haben, den der Herr heut früh oder jestern abend jekriegt hat. Ich mein doch so, ich hätt et jefühlt, dat et en Unjüd jibt...“